

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 11

Artikel: Warum ich ledig blieb : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069615>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Warum ich ledig blieb

Antworten auf unsere Rundfrage

Illustration von Hans Tomamichel

Den Antworten der Leserinnen im Juniheft lassen wir nun — wiederum in einer kleinen Auswahl — jene der Leser folgen:

Der Mustersohn

Ich bin weit und breit als musterhafter Sohn bekannt. Es gibt alte Frauen, denen fast die Tränen vor Rührung in die Augen kamen, wenn sie mir, meine alte Mutter am Arm, auf unserm täglichen Abendspaziergang begegneten. Ich war meiner Mutter alles und sie mir sehr viel. Mein Vater kümmerte sich wenig

um die Familie. Er hat sie schließlich ganz verlassen. Um so enger hielten wir zusammen. Meiner Mutter war nichts für ihren einzigen Sohn zuviel. Sie hat mich früh in alle ihre Sorgen eingeweiht und nahm an den kleinsten Äußerungen meines Lebens teil. Als ich auswärts studierte, ließ sie es sich, obschon sie schon damals recht gebrechlich war, nicht nehmen, mit mir zu reisen, meine Bude für mich einzurichten und die Pensionsmutter mit meinen Bedürfnissen vertraut zu machen.

Als ich mir in B. eine Position geschaffen hatte, zog sie zu mir. Sie las mir alle Wünsche von den Augen ab. Sie war es, die mich immer und immer wieder ermunterte, doch ans Heiraten zu denken.

Sie schickte mich an Bälle, sie schleppte mich in die Ferien an Kurorte, wo ich junge Mädchen kennen lernen sollte. Aber wenn ich dann wirklich ein junges Mädchen fand, das mir gefiel, und meine Mutter es zu Hause empfing, hielten alle diese jungen Mädchen irgendwie den Vergleich mit meiner Mutter nicht aus. Auch auf die Mädchen wirkte der Verkehr in unserm Haus abkühlend. Die Beziehungen verblaßten stets, bevor es zu einer Bindung kam. Niemand war darüber betrübter als meine Mutter. Sie machte mir ernstliche Vorwürfe. Sie schickte mich, fast zur Strafe, allein in die Ferien oder verreiste für ein paar Tage, damit sie nicht störe.

Aber ich bin ledig geblieben. Vor drei Jahren ist meine Mutter hochbetagt gestorben. Ich bin jetzt 55 Jahre alt. Nach dem Tode meiner Mutter war ich zuerst trostlos, nachher hilflos, und nun keimt in mir zu meinem eigenen Schrecken so etwas wie Haß gegen meine arme verstorbene Mutter auf. Ich erschrecke noch in diesem Augenblick, wo ich dieses Wort « Haß » von meiner Hand schwarz auf weiß niedergeschrieben sehe. Ich schäme mich auch wegen meines Gefühles, das ich doch nicht unterdrücken kann. Es wäre an mir gewesen, mich von dem Netze, mit dem mich meine Mutter vom Leben abschloß, zu befreien. Gewiß hat es meine Mutter mit mir auf ihre Art nur gut gemeint. Sie hat es vielleicht selbst nie gemerkt, wie sie mich völlig in ihren Bann zog. Aber manchmal, wenn ich mir nun nachträglich in die Erinnerung zurückrufe, wie sie es auf ihre feine Art verstand, mir, fast unmerklich, aber mit Sicherheit, jedes Mädchen zu verleiden, das in meinen Gesichtskreis getreten war, dann muß ich darin nun doch eine Absicht erkennen.

* * *

Der Schwärmer

Ich erlebte eine heitere, von den Eltern umsorgte Schulzeit und galt als aufgeschlossener, fröhlicher Knabe. Von klein auf war mir reichlich Gelegenheit geboten, mit Mädchen zu verkehren.

Beim Eintritt in ein zürcherisches Lehrerseminar erfuhr aber mein Wesen eine Wende. Ein garstiger Minderwertigkeitskomplex fing an, mich zu plagen. Meine jetzigen Kameraden waren eine Auslese junger Leute. Hier stand ich nicht mehr an der Spitze der Klasse, wie in der Sekundarschule, sondern sank zu einem mittelmäßigen Seminaristen ab. Dazu kam ein allerdings harmloses körperliches Gebrechen. Ich hatte es von jeher mitgeschleppt; aber erst jetzt trat es stärker auf. Ich begann mich abzuschließen, floh zu Büchern, zu Bildern und zur Natur.

Während dieser Zeit, wo viele meiner Kameraden die scheinbar schönsten Liebschaften pflegten, trieb ich einen schwächlichen und feigen Minnedienst. Immer war ich verliebt. Jedoch wagte ich nie, mich zu erkennen zu geben. Aus dem Verborgenen betrachtete und erforschte ich meine Auserwählte. Meine Vorstellung von ihr baute ich in meiner immer regen Phantasie ins Märchenhafte aus. Das Mädchen wurde mir so zur « Göttin ». Ein Beispiel soll dies näher erklären:

Eine neue Klasse war eingetreten. Ein bräunliches Wesen, mit schwarzem Haar, dunkeln Augen und blendend weißen Zähnen hatte es mir angetan. Wenn sie mit ihren Freundinnen kam und ging, tat ich mein geheimes Beobachtungswerk. Ich krankte lange Monate an ihr. Anlässlich einer Weihnachtsfeier waren meine Kameraden mit ihr und ihren Freundinnen fröhlich. Ich konnte nicht mittun, sondern brütete in meinem Hinterhalt. Nach Schluß der Feier schlich ich ihr durch die dunkeln Gassen nach. Die schauerliche Dunkelheit tat mir eigenartig wohl. Dann, auf meine Bude zurückgekehrt, zündete ich mir eine Kerze an und genoß da einen verbissenen Märtyrerstolz. Endlich wollte ich dem Unwesen ein Ende machen. Bangen Herzens schlich ich ihr nach. Stotternd redete ich sie ganz unvermittelt und auf täppische Weise an. Ich muß komisch gewirkt haben. Ein spöttisches Lächeln zeigte mir das an. Ich spürte sofort, daß ich mich tölpel-

haft benommen hatte und abgewiesen worden war.

Nach der Wahl an eine zürcherische Gemeinde verdrängten Berufssorgen eine Zeitlang mein Privatleben. Nach und nach begann ich aber, mich in der Schulstube zu Hause zu fühlen. Ich atmete freier und trat sicherer auf. Zu erwähnen wäre hier noch eine Dienstbekanntschaft, meine erste und einzige Leidenschaft, die auch beantwortet wurde. Aufgestaute Energien entluden sich. Ich habe dabei gelernt, daß Frauen auch Menschen sind. Aber Liebe war es nicht. Dieses Erlebnis liegt eher wie eine akute, gut überstandene Krankheit hinter mir.

Ganz verloren habe ich allerdings meine frühern Hemmungen bis heute nicht.

* * *

Vergiftete Jugend

Ich bin heute nahezu dreißig Jahre alt. Ich habe einen wissenschaftlichen Beruf erlernt und wuchs in einem gutbürgerlichen Heim auf. Mein Vater ist höherer Beamter, hatte ein gutes Einkommen, sowie eine sehr schöne Dienstwohnung in einem großen Hause, das in einem noch größeren Park stand.

Ich möchte gerne heiraten, und ich habe schon sehr vieles in dieser Richtung versucht. Daß es bis heute nicht dazu gekommen ist, hat verschiedene und tiefliegende Gründe. Meine Eltern hatten in meiner Jugendzeit immer Streit miteinander, warum, wußte ich damals nicht so genau. Auf jeden Fall hat es erschreckend auf meine Gefühle gewirkt. Es wurde mir nicht einmal bewußt, wie sehr ich später dadurch von den Mädchen und Frauen abgeschlossen wurde. Oft mußte ich zwischen Vater und Mutter treten, um Tätlichkeiten zu vermeiden. Ich erinnere mich noch gut, wieviel ich weinte, nur weil ich eben Vater und Mutter liebte. Ich muß wohl damals der Leim gewesen sein, der die Ehe zwischen meinen Eltern zusammenhielt. Als Vater und Mutter wieder einmal Streit hatten, frug mich Vater, wen

ich lieber hätte, ihn oder Mutter. Ich sagte dann, ich sei neutral. Damit hatte ich wieder einmal einen Krieg aus der Welt geschafft, und beide lachten.

All diese Streitigkeiten, das Schreien, Türenzuschlagen, Kein-Wort-miteinander-Reden, hatten mir das Beispiel einer Ehe gegeben, wie sie nicht sein darf. Mein Vater hatte mir zudem schon früh immer gesagt, daß die Frauen eben eine Sorte Mensch zweiter Klasse seien. Da ich in vielen Dingen gedanklich mehr an den Vater gebunden war, ging sein Gedanken-gut ohne mein Wissen auf mich über.

Als ich dann viele Jahre später studierte, ergab sich eine immer größere Abgeschlossenheit gegenüber allen Frauen. Meine Phantasie wucherte nur allzu stark, dabei aber hätte ich es nie übers Herz gebracht, eine mir unbekannte Frau zum Tanzen einzuladen. Auch die Jugendorganisation, welcher ich angehörte, trug nicht dazu bei, aufgeschlossener gegenüber den Mädchen zu werden. Unter uns Kameraden spielten die Frauen eine unwichtige, mehr oder weniger lächerliche Rolle.

Auf ein Inserat, das ich in einer Wochenzeitung aufgegeben hatte, erhielt ich eine Antwort eines Mädchens, die mir Eindruck machte. Ich bereitete dieses Mädchen auf ein Vordiplom vor. Wir hatten zunächst keine andern Absichten. Es war wie eine Sportkameradschaft.

Dann gingen wir einmal zusammen ins Kino. Ich hatte, ohne Absicht, die Mappe in ihrem Zimmer vergessen. Ich wollte noch auf den Zug und holte sie zusammen mit ihr. Als ich mich schon verabschiedet hatte, fiel sie mir plötzlich um den Hals. Ich war zuerst ganz erschrocken. Sie sagte mir, daß ich die Nacht bei ihr zubringen müsse. Wir küßten uns, und sie erklärte mir dann, daß ich versprechen müsse, das « Letzte » nicht zu tun. Es gab ein sehr unerfreuliches Beisammensein, etwas Zerrissenes, Unharmonisches. Ich war froh, als es Morgen wurde. Anderntags schrieb sie mir, sie wolle mich nie mehr sehen, sie hasse mich.

Diese « erste » Liebe und ihr kläglich-cher, beschämender Ausgang war eine

starke Abkühlung. Ich weiß noch gut, wie ich damals auf einer Brücke in Z. stand, ein ganzes Paket Zigaretten verrauchte und immer wieder dachte: « Nie mehr, nie mehr! » Mein Vater sollte also doch recht bekommen.

Ich stürzte mich um so mehr in die Arbeit und ging allen Frauen aus dem Weg. Ich hatte Angst vor ihnen. Aber nach einem Jahr lernte ich doch wieder ein Mädchen kennen. Wir hatten uns sofort lieb, und es ging auch nicht lange, bis wir verlobt waren. Die Eltern hatten nichts einzuwenden. Das Unglück begann, als sie eine höhere Kunstgewerbeschule besuchte und dort einen Ausländer kennen lernte. Dieser Mann war für sie irgendwie interessanter. Das belastete unsere Beziehungen und machte sie immer unerquicklicher. Als wir einmal zusammen einen Tanzanlaß besuchten, hatte sie die Schlüssel vergessen. Deshalb übernachtete sie bei uns. Obschon wir abgemacht hatten, uns nicht zu nahe zu treten, begann sie dann Dinge zu erzählen, die mich aufstachelten. Ich empfand das als Quälerei und äußerte das auch.

Nachher sagte mir dann ihre Mutter, daß ich ihre Tochter beleidigt habe. Einem Schulkameraden gegenüber bemerkte sie, ich hätte mich unglaublich benommen. Ich hatte Jahre mit mir zu tun, bis ich diese bittere Pille hinuntergewürgt hatte. Ich wollte vor allem Kameradschaft. Das Spiel von Katze und Maus, das vielen Frauen zu gefallen scheint, schreckte mich ab.

Nach einiger Zeit lernte ich eine Nachbarin kennen, die mochte mich aber nur wegen Vaters Geld und — weil ich eben ein Mann war. Ich gehörte immerhin zur « Jeunesse dorée » des Städtchens. Wir gingen dann einmal zusammen in die Ferien. Wir hatten ein Häuschen gemietet; aber diese « Probehe » starb schon nach 10 Tagen. Wenn ich sie fragte, ob sie etwas gekocht hätte, bekam ich die hässige Antwort, daß sie nicht dazu in die Ferien gekommen sei, worauf ich eben kochte. Meine Bekannten lehnte sie alle ab, und gemeinsam ein Fest zu besuchen, paßte

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

*Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen*



Antworten siehe Seite 54

ihr ebenfalls nicht. Schon wenn ich mit einem andern Mädchen auf der Straße sprach, wurde sie maßlos eifersüchtig.

Oft scheint es mir, daß mein Vater mit seinen Ideen recht gehabt hat. Aber ich kann und will es doch nicht glauben. Es wird mir bestimmt einmal eine Frau begegnen, die mich versteht, die mich liebt und die mit mir durch dick und dünn geht.

* * *

Zwischen Stuhl und Bank

Nach der amtlichen Klassifikation gehöre ich eigentlich schon seit bald zehn Jahren zu den ledigen Personen. Da ich aber nicht zu jenen begüterten Ledigen gehöre, deren das Steueramt mit einem besondern Gruß gedenkt, werde ich wenigstens von jener Seite her in Ruhe gelassen. Anders meine Berufskollegen und -kolleginnen. Sie können meinen «abnormalen» Zustand nicht verstehen, zumal ich äußerlich mit keinen besonders eehindernden Merkmalen behaftet bin.

Ich bin mit zwei andern Geschwistern in einem Milieu aufgewachsen, in dem es sozusagen keinen materiellen Mangel gab. Als die Alltagsschule durchlaufen war, steckten mich meine Eltern ins städtische Gymnasium, das ich am Ende als mittelmäßiger Schüler verließ, ohne irgendwelche Neigung für ein Studium zu zeigen. Meine Erzieher waren darüber nicht wenig erbost, da ich in die Fußstapfen meines Vaters — wahrscheinlich eher noch etwas höher — hätte treten sollen. Nach einem Auslandsaufenthalt, während dem sich die Gemüter zu Hause zu beruhigen Zeit hatten, wandte ich mich dem Kaufmännischen zu und fügte mich verhältnismäßig schnell mit den erworbenen Schulkenntnissen in die Büroarbeit ein.

Zu Hause ließ man mich ziemlich links liegen, und ich hatte für meinen Unterhalt und mein Fortkommen nun selbst zu sorgen. Krisenjahre kamen, da Mindestlöhne an der Tagesordnung waren, gerade als just Zeit gewesen wäre, das

Elternhaus zu verlassen und einen eigenen Hausstand zu gründen. Aber zu Hause wollte man von einer «Stiftung» für diesen Zweck nichts wissen, ich hatte damals ja auch nicht gehorcht.

Neben meiner Berufsarbeit lebte ich mit meinen Büchern und tat manches schöne Reislein. Die Jahre vergingen; wohl tauchte da und dort ein Partner auf, der mir gefiel. Am meisten zog es mich zu einem gebildeten Menschen, denn nur eine Ehe eingehen, um verheiratet zu sein, mochte ich nicht. Die heutigen Verhältnisse sind bei mir so, daß ich wohl eine Familie einfach und schlicht durchzubringen vermag, aber über keine großen finanziellen Mittel verfüge. Der Stand, aus dem ich hervorgegangen bin, zählt mich zur untern Verdiennerklasse, und diese selbst taxiert mich als zu hochtrabend und im Geiste der «obern Zehntausend» lebend ein. So bin ich eigentlich zwischen Stuhl und Bank gefallen.

Außerdem habe ich mich durch mein Eigenleben dem gesellschaftlichen Comment entfremdet. Vielleicht bringt die Nachkriegszeit eine Änderung in das Klassenbewußtsein und hilft mir dieses Problem lösen. Einstweilen aber bleibe ich lieber ledig, als einen faulen Kompromiß zu schließen.

* * *

Die Jagd nach dem Ideal

Schon als ganz junger Mann hatte ich immer ein scharfes Auge für nette Mädchen. Wo ich sie traf, unterhielt ich mich glänzend mit ihnen. Ich hatte keinerlei falsche Hemmungen, auch bei den «eindrucksvollen» Mädchen nicht, die manche von meinen Kameraden einschüchterten.

Ich hätte nie daran gedacht, daß ich — ich bin schon lange kein junger Mann mehr — ledig bleiben würde.

Dreimal war ich fast daran, in den Ehestand zu treten. Aber jedesmal konnte ich mich im entscheidenden Moment doch nicht entschließen.

Das erste Mädchen, das meine Frau werden wollte, kannte ich vom Musizieren her. Schon ihr exotisches Äußeres zog mich an. Wir hatten aber auch viele gemeinsame Interessen. Drei Jahre lebten wir so dahin, ohne uns viel Gedanken über unsere Zukunft zu machen. Langsam stieg mir aber doch eine gewisse Angst vor einem dauernden Zusammenleben mit dieser Frau auf. Sie wurde mir immer fremder. Schien sie mir zu schwermütig oder zu vergeistigt? Kurz, wir wurden kein Paar, sind aber bis heute gute Freunde geblieben.

Darauf lernte ich eine Tochter von Bekannten meiner Eltern beim Triospielen kennen. Sie war eine glänzende Pianistin, für Mathematik sehr begabt und eine «fürstliche» Erscheinung. Sie machte mir zunächst keinen besondern Eindruck. Dann aber verbrachten wir gemeinsam die Ferien im Tessin, und dort wurde mir klar, daß nur diese Frau für mich in Frage komme. Doch es ging nicht lange, bis mir wieder Bedenken vor einer Ehe aufstiegen. Es schien mir manchmal, sie sei mir geistig überlegen, und ich könne einer so hochstehenden Frau nicht genügen. Ich fragte mich damals auch, ob ich je einer Frau ein ganzes Leben lang treu bleiben könne. Allmählich wurde sie ebenfalls zurückhaltender. Ihr «fürstliches» Benehmen wirkte oft geradezu abweisend. Die Schwierigkeiten einer Ehe schienen uns beiden zu groß. Doch auch hier habe ich eine gute Freundin behalten.

Diese Rückzüge stumpften mich nicht ab. Mein Bedürfnis nach Liebe und einer glücklichen Ehe wuchs im Gegenteil immer mehr.

Endlich glaubte ich, meine endgültige Partnerin gefunden zu haben. Sie war ein bescheidenes Mädchen voller Zartgefühl und Mütterlichkeit, keine anspruchsvolle Frau wie die andern. Bei ihr hatte ich nie das Gefühl, meine geistige Stellung besonders verteidigen zu müssen. Ich empfand bei ihr auch zum erstenmal, wirklich um meiner selbst willen geliebt zu werden. Aber bei all der Liebe, die ich von diesem Mädchen empfang, ver-

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

(Baseldytsch)

Wemme z Basel in e Läädeli goot go stoo, wo si Obs und Gmieser fail hänn, derno ka me zwaierlai Lyt zueloose.

Die ainte schwätzen eso:

Grietzi Fröllain, gälle Si Schwarzwurzle hänner no kaini? Sinn dSpargle schön hütt? Der Maa het si drum kaibegärn eso mit zerlossenem Butter und mit Schinke — wär no Pünkt het. Und Ärbsli könnte Si mer no gää — jä e halb Kilo, jä, düen Sis nur grad in e Gugge. Schööni Johannisbeeri hets. Do nimmi au no mit. Was? Si hänn scho die erschte Pfirsich? Und Druube hets au scho? Wo nämme Si das Züüg nur häär? Allwäg uus em Tessin! I han Ene ämmel gescht am Baanhof gsee. Mirabelle gits no kaini? Aber dStachelbeeri könnte jetzt bald nooche sy...

*

Die andere schwätzen eso:

Guete Daag! Händ Si scho Storzenääri? Und yri Sparse? Sinn si scheen? My Maa het si halt gryslig gärn eso mit uusglossenem Anke und mit Schunke — wär no Märkli het. Und Uusmachmues konnte Si mer no gää — jo, e Pfund. Und diend Si si numme grad in e Babysack. Scheeni Santihansdrybeli syni do. Vo däne nimmi au no mit. Ah, Si hänn scho die erschte Pfersig? Und Drybel gitts au scho? Wo nämme Si e Sach au numme här? Allwäg uus em Tessin! I ha Si ämmel geschtert am Baanhof gsee. D Barelleli sind allwäg nooni zyttig? Aber d Gruuselbeeri konnte jetzt bald nooche sy...

Fridolin

mißte ich bei ihr doch eine gewisse geistige Fülle und Reife. Auf diese wollte ich trotz meiner Abneigung gegen geschickte Frauen nicht verzichten. Ich spürte in unserm Verhältnis eine unbestimmte Leere. Ich fürchtete mich auch vor dieser Bindung an eine Frau, die doch nicht ganz meinem Ideal entsprach. Damals wußte ich noch nicht, daß dieses gar nicht zu finden ist.

Heute glaube ich zu wissen, daß ich von der Frau, die meine Gattin werden sollte, zuviel verlangt habe und zu wenig Vertrauen in meine Fähigkeit hatte, mich an einen einzelnen Menschen zu binden. Die Ehe, d. h. ein Leben zu zweit, ist etwas so ganz anderes als zwei Einzelleben! Sie schenkt die Anpassungsfähigkeit und die Treue dem, der den Willen dafür aufbringt und Gott darum bittet.

* * *

Das Opfer der Pflicht

Vorerst blieb ich aus Pflichtgefühl meinen vaterlosen, unerwachsenen Geschwistern gegenüber ledig, hierauf aus Rücksicht auf meine auf mich angewiesene Mutter. Ich besaß aus diesem Grunde weder die äußere noch die innere Freiheit zum Heiraten. Gleichzeitig schwebte mir aber die Ehe als Ideal vor. Ich bereitete mich auch auf sie in meinen Lebensgewohnheiten vor. Dann starb meine Mutter, und seither stünde meiner Verehelichung nichts mehr entgegen.

Inzwischen bin ich aber ein gereifter Mann geworden, und heute fürchte ich die Frauen. Ich fürchte sie, weil sie im allgemeinen ihr eigenes Eheideal in die Ehe bringen und nach meinen Beobachtungen dies auch verwirklichen wollen. Es schwebt ihnen vor, den Mann entsprechend zu gewöhnen, zu erziehen, umzumodeln.

Ich würde nun nicht ertragen, in meinem gereiften Alter noch erzogen zu werden. So wie ich an einer Frau ihre eigene Persönlichkeit mit ihrer Eigenart achte, so sehr erwarte ich volle Respektierung meiner Eigenart. Daß eine Frau

dies tun und auf eine Umgewöhnung ihres Mannes verzichten könnte, bezweifle ich.

Gewiß, es gibt Ausnahmen, aber wo sind sie? Ich weiß auch, daß Verliebtheit über alle Bedenken hinweghilft. Ich bin aber zu reif, um meine Gefühle nicht durch meine Überlegungen zu korrigieren. So ziehe ich vor, den von meiner Mutter übernommenen Haushalt mit einer Haushälterin weiterzuführen, die sich als Angestellte nicht erlauben würde, was eine durch die Ehe gesicherte Frau zu tun versucht wäre.

* * *

Der Klub der Junggesellen

Wir waren unserer sechs Freunde, wenn man das Band, das uns zusammenhielt, als Freundschaft bezeichnen will. In Wirklichkeit war es eher der Umstand, daß alle unsere Väter wenig Zeit für uns hatten, dafür um so mehr Geld, das sie uns großzügig zur Verfügung stellten. Die Mütter spielten bei uns allen eine schattenhafte Rolle. Wir trugen mindestens zwei Jahre früher als unsere Altersgenossen lange Hosen und pflegten handfeste Beziehungen zum andern Geschlecht zu einer Zeit, wo andere Burschen von jungen Mädchen erst schwärmen. Wir kamen uns sehr überlegen und weltklug vor. In uns allen steckte eine gewisse Tüchtigkeit, wir packten die Arbeit wie das Vergnügen systematisch an. Wir galten als hoffnungsvolle junge Männer.

Als unsere Kameraden, einer nach dem andern, das Joch der Ehe auf sich nahmen, kamen sie uns als die Dummen vor. Jede Hochzeit in unserm Bekanntenkreis feierten wir auf unsere Weise. Wir leerten manche gute Flasche bei diesen Gelegenheiten und verschworen uns, Junggesellen zu bleiben. Wir fuhren damit nicht schlecht. Wir bedauerten die Ehemänner, die sich mit Kinderwagen und Masern abkämpften und sich mit ihren Frauen plagten, während die eine oder andere dieser Frauen, wenn der liebe Gatte außerhalb der Schweite war, uns manche Beweise ihrer Gunst zukommen ließ.

Ein unverheirateter prosperierender Mann bleibt lange jung. Aber inzwischen sind wir doch 60 Jahre alt geworden. Seit etwa zehn Jahren trafen wir uns nur noch selten. Aber letzten Monat hatte einer von uns die unglückliche Idee einer Zusammenkunft. Sie hat mich mit einer seltsamen Mischung von Ekel und Traurigkeit erfüllt. Das ist auch der Grund, weshalb ich mich an der Rundfrage beteilige, obschon ich mich kaum unter die als «ehewillig» bezeichneten Ledigen einreihen kann, an die sich Ihre Rundfrage eigentlich richtet.

Drei von uns haben sich übrigens doch noch verheiratet. Aber wie! Es schaudert mich, wenn ich daran denke! Und wir alle zusammen waren an jenem Abend eine recht armselige Gesellschaft, sogar äußerlich will es mir scheinen, obschon es keinem von uns an Mitteln gebricht. Meine Spießgesellen von gestern kommen mir heute etwa so wie verlotterte und verschleckte Schulbuben vor, die den Anschluß an das Leben verpaßt haben. Ich würde mich wohl hüten, das unter ihnen anzutönen. Aber warum soll ich mir selbst etwas vormachen?

Im Nebenhaus wohnt seit letzten Oktober ein früherer Schulkamerad mit seiner Familie. Seine Frau ist eine von jenen, die es vor dreißig Jahren, wie ich und noch einer meiner Spießgesellen wohl wissen, bisweilen mit der ehelichen Treue nicht ganz genau nahm. Ich habe sie, als ich sie nach dieser langen Zeit zum erstenmal wieder sah, kaum wieder erkannt. Sie ist wohl auch älter geworden; aber es umgibt sie eine Würde, die mich erstaunte, und sie wich meinem Blick nicht aus. Aber ich spürte, daß ich und meinesgleichen nie eine wirkliche Rolle in ihrem Leben gespielt hatten. Heute ist ihr erstes Enkelkind bei ihr zu Gast. Es schreit auf der Terrasse. Ich höre auch heute noch nicht gerne Kinder schreien. Immerhin, ich spüre es, ich und meinesgleichen sind die Betrogenen, nicht der Mann dieser Frau und seinesgleichen. Sie sehen, ich wäre nun also theoretisch gewissermaßen ehewillig. Praktisch aber bin ich mir klar, daß ich die Suppe, die ich mir eingebrockt habe, allein werde ausessen müssen. Aber sie schmeckt fade und widert mich von Tag zu Tag mehr an.

* * *

DAS ERGEBNIS

Eine grundsätzliche Betrachtung mit Randbemerkungen

Von Fortunat Huber

In den Jahren, die auf den ersten Weltkrieg folgten, behandelte eine bestimmte Sorte Literatur die Ehe als veraltete Einrichtung einer absterbenden Gesellschaftsordnung. Der Ehemann fand höchstens als Cocu, die Gattin als unverstandene Frau Beachtung. Den Eltern und im besondern den Müttern wurde es als kleinbürgerliche Heuchelei ausgelegt, wenn sie — die es doch besser wissen müßten — den Töchtern die Heirat als ein erstrebenswertes Ziel darstellten. Es handelte sich um «Bestsellers» jener Zeit. Diese sind sehr ernst zu nehmen, die wenigsten als Kunsterzeugnisse, aber alle

als Wetterzeichen der Zeit, die sie verschlingt. Ihr Wesen besteht darin, die Wunschträume der Leser je nach dem Geschmack des Jahres gesalzen oder geschmalzen auszuwalzen, und deren unbefriedigte Lebenshoffnungen doch auf dem Papier bequem und ungefährlich zu erfüllen.

Die Ehe steht heute nicht im Mittelpunkt der Blickrichtung. Aber soweit man sich mit ihr beschäftigt, ist ihr die Zeitströmung freundlich gesinnt. Daß auf unsere Rundfrage an ungewollt Ledige beiderlei Geschlechts mehrere hundert Antworten eingingen, ist ein Ausdruck davon.

Die große Zahl der eingelaufenen Bekennnisse erlaubte uns, Beispiele zur Veröffentlichung herauszugreifen, von denen jedes Dutzende von andern vertritt. Das gibt ihnen Gewicht.

Es würde sich lohnen, auf die einzelnen Beiträge näher einzugehen, das Besondere hervorzuheben, vielleicht auch hinter den Worten das nur halb Ausgesprochene oder ganz Verschwiegene zu erraten. Aber ich möchte das den Lesern überlassen und mich darauf beschränken, das zu tun, was wir den Teilnehmern der Rundfrage ans Herz legten zu unterlassen, nämlich allgemeine Betrachtungen anstellen und Schlüsse ziehen.

* * *

Zunächst eine Vorbemerkung: Nicht nur die veröffentlichten Beiträge, sondern auch alle andern bilden eine Auslese. Sie stammen durchwegs von Menschen, die in der Lage und gewillt sind, einen Zustand, den sie als unbefriedigend betrachten, sachlich zu erfassen und dessen Ursachen nachzugehen. Das können recht wenige. Es tut dies zudem nur, wer die Ursache nicht ausschließlich bei sich selber suchen muß, und, sofern eine Schuld damit verbunden ist, diese weder in den eigenen noch in den Augen der Öffentlichkeit allzu schwer wiegt.

Diese Auslese bedeutet Einseitigkeit. Aber das ist für die Absicht unserer Rundfrage gerade zweckmäßig. Wir gingen nicht darauf aus, mit besonders merkwürdigen Ausnahmefällen aufzuwarten. Die Antworten sollten im Gegenteil unsern Lesern einen Einblick in die Ursachen geben, die ehewillige Menschen am häufigsten am Heiraten verhindern.

* * *

Der Beschluß zur Ehe setzt einen Verzicht voraus, ja einen ganzen Knäuel von Verzichten. Dessen Fäden sind so verschiedener Art und dabei doch so eng ineinander verwirrt, daß es recht schwer fällt, sie auseinander zu halten. Es geht

immer um die Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes, aber stets wieder in anderer Gestalt. Die Ehe bedeutet die Aufgabe liebgewonnener Gewohnheiten, die Lockerung des bisherigen Lebenskreises, den Zwang, die Früchte der Arbeit zu teilen, die Notwendigkeit, andere Verpflichtungen der Familie, dem Staat, der Öffentlichkeit, der Kunst gegenüber zu beschneiden. Sie kann auch die Forderung eines Berufswechsels bedeuten, oder doch dem Beruf eine andere Richtung geben. Nicht zuletzt setzt sie der Liebe Schranken.

Das Ausmaß des geforderten Verzichts ist zwar den Heiratenden kaum je völlig klar. Die erwarteten Vorteile überschatten im Augenblick das, was sie für diese aufgeben. Immerhin fehlt selbst bei den leichtfertigsten Heiraten die Einsicht, daß die Ehe einen Einsatz verlangt, selten ganz, und die größte Zahl von Ledigen bleibt es aus einem Mangel an Verzichtskraft, auch wenn sie selbst die Ursache an einem ganz andern Ort suchen.

Zwei Drittel der eingesandten Beiträge stammen von Frauen; gewiß nicht nur, weil es mehr unverheiratete Frauen als Männer gibt, sondern vor allem, weil mehr Frauen wirklich ungewollt ledig bleiben. Die Frau ist eher bereit, den Verzicht, den die Ehe bedeutet, zu wagen, weil ihr, wenn sie unverheiratet ist, ein größeres und von ihr als wichtiger betrachtetes Lebensgebiet verschlossen bleibt. Das, was die unverheiratete Frau als am unerträglichsten empfindet, ist ihre Einsamkeit als Außenseiterin des Lebens. Bei den ledigen Männern erlangt das gleiche Gefühl in der Regel erst später, Jahrzehnte später, volle Bedeutung.

Die größere Ehebereitschaft der Frauen schafft für den Mann günstigere Wahlbedingungen. Es gibt in unsern Verhältnissen wenig Männer, welche die Ursache ihres Ledigbleibens darin sehen, nie einer passenden Frau begegnet zu sein, die sie geheiratet hätte.

Bei den ledigen Frauen, die glauben, ehewillig zu sein, sind es nicht alle, bei

den ledigen Männern eine kleine Minderheit. Hinter ihrer Unfähigkeit, eine Wahl zu treffen, verbirgt sich sehr oft ganz einfach die Unfähigkeit auf den Verzicht, den jede Ehe verlangt. Die *alten* Jungesellen sind deshalb, im Gegensatz zu einer weitverbreiteten Meinung, eher absonderlicher als die unverheirateten *alten* Frauen; sie sind meist auch unglücklicher.

* * *

Aber auch das Ledigbleiben fordert Verzicht. Er kann in seinem Umfang nur von denen ermessen werden, die ihn leisten. Es gibt Männer und Frauen, die es aus freiem Willen, aus den verschiedenartigsten Gründen tun. Die einen bringen dabei ein kleines, die andern ein sehr großes Opfer, die ersten aus Selbstsucht, die andern aus Selbstzucht. Wir haben uns hier mit beiden nicht zu beschäftigen — sofern der Verzicht in voller Erkenntnis

seiner Folgen geleistet wird. Es ist jedoch unter ihnen keine kleine Zahl, für die der Verzicht größer war als die Kraft, ihn zu tragen, oder auch, die, ohne es eigentlich zu wollen und zu wissen, in eine Lage versetzt werden, welche sie schließlich ledig sitzen läßt. Dazu gehören die Schwestern und Brüder, die aus Verantwortungsbewußtsein für jüngere Geschwister ihre ganze Kraft für die Familie aufwenden. Zu ihnen zählen die Kinder, die für erwerbsunfähige Eltern sorgen, aber auch Menschen, die sich künstlerischen, wissenschaftlichen, religiösen Aufgaben widmen, welche sich unter Umständen nur schwer mit der Gründung einer eigenen Familie vereinen lassen.

Schließlich aber gibt es, vor allem bei den Frauen, noch eine ganze Reihe Berufe, die eine Heirat zwar grundsätzlich keineswegs ausschließen, diese aber erschweren, wie z. B. der Beruf der Krankenschwester, aber auch der Lehrerin. Wo dem Verzicht-

Schweizerische Anekdote



Die Gemeinderatswahlen von Hinterwaldingen hatten sich abgewickelt, der aufgewirbelte Staub wurde immer dünner, die Luft immer reiner, und in abgeklärtem Glanze wandelten die Neu-Erwählten durch die Dorfgassen. Das «Guten Tag, guten Abend, gute Nacht, Herr Gemeinderat» tat Michel Groß unendlich wohl, das erstemal in seinem langen Leben war er von seinem Persönlichkeitswert selbst ganz durchdrungen.

Um für seinen Stall ein neues Stück Vieh zu erstehen, reiste er in eine etwas entlegenere Gemeinde. Nach glücklicher Beendigung des Geschäftes trabte er zufrieden ins Restaurant Sonne. Der bestellte Schübling, ein für Kriegszeiten außerordentlich saftiges Exemplar, wurde aufgetragen. Er mundete aber unserm Michel Groß nicht sonderlich, weil in diesem Lokal kein Mensch nur die geringste Notiz von seiner Anwesenheit nahm; er galt also unter Fremden als eine absolute Null. — Dem wollte er schon abhelfen. Wie er sich erhob, klopfte er abschiednehmend dem Wirt leutselig auf die Schultern und sagte mit laut vernehmlicher Stimme: «Das isch jetzt de bescht Schüblig gsi, won i scho je gässe han, sid das i Gmeindrat bi.» Verschwand, und hörte zu seinem Entzücken von allen Tischen ein respektvolles: «Adie, Herr Gmeindrat, adie Herr Gmeindrat.»

R. A.

willen die Verzichtskraft entspricht, ist alles in Ordnung. Das Unglück setzt erst dort ein, und nimmt als wachsender Schaden seinen für die Betroffenen und ihren Wirkungskreis gleich unheilvollen Verlauf, wo der Verzicht entweder in den Anfängen gar nicht als solcher erkannt oder die eigene Verzichtskraft überschätzt wurde: Auch der Rücksicht auf die Mitmenschen und der Hingabe an einen Beruf sind Grenzen gesetzt. Sie dürfen vernünftigerweise die dem einzelnen Wesen gegebenen Kräfte nicht überschreiten. Da bei jungen Menschen die nötige Einsicht nicht immer vorausgesetzt werden kann, gehört es zu den Pflichten der Umwelt, ihnen diese rechtzeitig zu vermitteln. Das braucht durchaus nicht zur Folge zu haben, daß sich die jungen Leute um gebotene Rücksichten drücken oder bestimmte Berufe vermeiden, wohl aber, daß sie, bevor es zu spät ist, einen Ausgleich suchen, der ihren Verzichtwillen mit ihrer Verzichtskraft in Übereinstimmung bringt.

* * *

Wie steht es mit der meist aus Frauenmund erhobenen Klage über die Unvernunft der Männer bei der Auswahl der Frauen? Gerade jene Mädchen — so heißt es — lassen sie sitzen, welche die besten Frauen, Hausfrauen und Mütter abgäben. Stimmt es nicht? Da sind die jungen oder auch nicht mehr jungen Mädchen, welche keinen Tag ihres Lebens vorbegehenließen, ohne sich nützlichen Beschäftigungen zu widmen. Sie verstehen zu kochen, sie fertigen ihre Kleider selbst an, sie haben keinen Kurs versäumt, sie sind in Säuglingspflege durch, in den Fragen der Kindererziehung beschlagen. Daneben haben sie einen Beruf erlernt, der sie in den Stand setzt, im Notfall eine Familie selbst durchzubringen. Diese tüchtigen Mädchen gäben zwar, wenn sie nur einmal verheiratet wären, wirklich vorzügliche Frauen, vorbildliche Mütter; durch sie würde die Kurve der Scheidungen mit Sicherheit herabgedrückt, wie der Eiterherd durch Cibazol. Aber Liebe und

Ehe sind zwei sehr verschiedene Dinge, und unter unserm Himmelsstrich kommt zuerst die Liebe, und erst aus dieser geht — unter Umständen — eine Ehe hervor. Es ist durchaus nicht gesagt, daß, wer das Lieben versteht, sich in der Ehe bewähren wird. Aber ebenso wenig genügt die beste Vorbildung zur Ehe, um Liebe zu erwecken und zu erwidern. Zwischen der Fähigkeit zur Liebe und zur Ehe besteht zunächst einmal sogar ein gewisser Widerspruch. Die Ehe fordert Vernunft, die Liebe erfreut sich der Unvernunft. Die Ehe verlangt Selbstbeherrschung, diese ist der Liebe Feind. In der Ehe ist es unerläßlich, die kleinen Dinge des Alltags zu sehen, wie sie sind, die Liebe sieht über sie hinweg. Die Ehe zwingt, die eigenen Kräfte an die nähere und weitere Umwelt umsichtig zu verteilen, die Liebe wünscht genau das Gegenteil.

In unserm Kulturkreis, wo die Ehe nicht vor allem als eine Angelegenheit der Familie oder des Standes oder gar des Staates betrachtet wird, sondern als eine Sache der einzelnen Menschen, ist die Liebe ihre erste Voraussetzung.

Unsere Jugend wünscht sich zu verlieben, bevor sie sich verheiratet. Die Frage, die sich stellt und die das Herz bewegt, ist zunächst: «Habe ich dieses junge Mädchen oder diesen jungen Mann gern?» und nicht: «Eignet er sich oder sie sich als Ehepartner?» Die zweite Frage stellt sich später selbstverständlich auch. Von ihrer Beantwortung hängt die Frage weitgehend ab, ob es dann wirklich zur Ehe kommt. Aber zunächst muß die erste Frage mit einem eindeutigen Ja beantwortet sein.

Es sind umfassende Bestrebungen im Gang, um der Ehetüchtigkeit — zunächst vor allem der jungen Mädchen — nachzuhelfen. Gemeinnützige Vereine bemühen sich darum, ja sogar der Staat. Der obligatorische Haushaltsunterricht in einzelnen Kantonen geht in dieser Richtung sehr weit. Die Absicht ist gut. Natürlich wäre es vorzuziehen, wenn jedes Mädchen, bevor es in die Ehe tritt, die

Arbeiten kennt, die sie als Hausfrau und Mutter erwarten. Aber gerade in jenen Familien, die ihre Töchter am sorgfältigsten auch zur Hausfrau erziehen, fehlt es oft an der Einsicht, daß diese nicht nur für die Ehe, sondern auch für die Liebe vorbereitet werden müssen. Es liegt mir fern, hierfür obligatorische staatliche Kurse zu empfehlen. Auch von systematischen familiären Auseinandersetzungen verspreche ich mir wenig, auf jeden Fall nichts Gutes. Wenn die Notwendigkeit auch dieser Vorbereitung durch die Familie und die öffentliche Meinung anerkannt würde, dürfte das vollauf genügen. Daß sie notwendig ist, sollte eigentlich klar sein; denn was kann es für einen Sinn haben, eine Tochter für alle Pflichten einer Hausfrau und Mutter vorzubereiten und es ihr gleichzeitig zu erschweren, überhaupt je zur Ehe zu gelangen?

Ich treffe immer wieder Eltern und Verwandte von jungen Mädchen, die unter sich mit Stolz davon sprechen, daß irgendeine Tochter mit 16, 18, ja mit 20 Jahren «noch völlig kindlich» sei und sich gar nicht um junge Burschen kümmere. Die Guten ahnen nicht, wie völlig unberechtigt ihre Genugtuung ist. Ein verkümmertes Bein bewahrt zwar davor, auf Bäume zu steigen und dabei die Hosen zu zerreißen oder auch einen Arm zu brechen. Aber die Nachteile sind weit größer. Genau so ist es mit der Verkümmernng des Gefühlslebens. Natürlich schiebt es Gefahren hinaus, ruft aber viel ernstere herbei. Selbstverständlich ist es weder die Aufgabe der Eltern noch der Umwelt, die Leidenschaften der Jugendlichen zu wecken und zu nähren, wohl aber ihr Gefühlsleben zu achten, zu pflegen und in richtige Geleise zu lenken. Diese Bemühung muß allerdings einsetzen, lange bevor die Liebe im engern Sinne Bedeutung gewinnt.

Auch die meisten männlichen Tolpatsche wurden nicht als solche geboren; ihre Gefühle sind nicht minder stark und auch nicht minder zart als bei andern; aber weil sich niemand ihrer Gefühle

Nume nid gsprängt!

Der Polizeidirektor des Kantons Bern, Regierungsrat Seematter, teilte am 12. Juli mit, daß im Zusammenhang mit der Säuberungsaktion im Kanton Bern 409 Nationalsozialisten und 39 Faschisten ausgewiesen worden seien.

Wirklich ausgereist seien aber erst drei Personen.

annahm, verlernten sie, diese zu zeigen oder tun dies so ungeschickt, schockartig oder grob, daß sie überall auf eine Abwehr stoßen. Das läßt sie die Liebe fürchten oder dort suchen, wo sie weder begehrt wird noch gefunden werden kann.

Aber, nicht wahr, da sind so ausgesprochen anmutige Mädchen, die es meisterhaft verstehen, ihre weiblichen Vorzüge zur Geltung zu bringen. Sie werden viel umschwärmt und umworben und finden doch den Weg zur Ehe nur schwer oder spät. Warum? Sie lassen ihre Anziehungskraft allzu unbekümmert verströmen, und es fehlt ihnen die Einsicht, daß Liebe von allem Anfang an nicht nur Entfaltung, sondern auch Beschränkung verlangt. Ein umschwärmtes Mädchen läßt die jungen Männer an dessen Willen zweifeln, sich zu binden und der eigenen Kraft mißtrauen, ein Wesen, das so viele entzückt, je für sich allein zu haben. Der elterliche Stolz über die «Erfolge» einer Tochter ist ebenso töricht wie die Genugtuung über ein Mädchen, «das noch gar nicht daran denkt». Die männliche Spielart der gleichen Erscheinung wirkt sich in unsern Verhältnissen zunächst weniger sichtbar aus, die Nachteile zeigen sich oft erst später und erst in der Ehe.

Vielleicht noch schlimmer als die Vernachlässigung des Gefühlslebens der

DENKSPORT AUFGABE

In die Rekrutenschule rücken zwei Rekruten ein. Sie sind im gleichen Jahr, am gleichen Tag, von der gleichen Mutter geboren worden und doch sind es keine Zwillinge.

Frage:

Was für ein Familienverhältnis liegt vor?

Antwort Seite 54

Kinder wirkt sich dessen Beeinflussung durch Eltern aus, die ihre eigenen schlechten Erfahrungen auf sie ausstrahlen lassen. Hierher gehören Mütter und Väter, die ihre Töchter nicht genug vor den «Männern» warnen können, oder die in jedem weiblichen Wesen, das in den Gesichtskreis der Söhne tritt, die Frau auf Männerfang wittern. Sie dämonisieren die Beziehung zwischen den Geschlechtern und rauben damit den Kindern jene Unbefangenheit, welche die Grundlage jedes natürlichen Verhaltens von Mensch zu Mensch ist.

Es ist in jedem einzelnen Fall schwer, festzustellen, wie weit eine Fehlentwicklung der eigenen Anlage und wie weit sie schädigenden Einflüssen der Umwelt zugeschrieben werden muß. In einer mutlosen Stimmung sind wir geneigt, die eigene Schuld zu überschätzen. Wenn wir uns angegriffen fühlen, werden wir versuchen, in der Verteidigung, auch wenn es bloß Selbstverteidigung wäre, einen zu großen Anteil der Schuld der Umwelt zuzuschreiben. Es ist erstaunlich, wie wenig bittere und anklägerische Beiträge auf unsere Rundfrage eingelaufen sind. Wir

dürfen es wohl darauf zurückführen, daß sich unsere Mitarbeiter zum richtigen Schlusse durchgerungen haben, daß sowohl Selbstanklagen wie Anklagen gegen andere fruchtlos sind, sofern sie uns nicht helfen, uns von einer verfehlten eigenen Haltung oder von einem unglücklichen äußern Einfluß loszumachen. Sicher ist, daß die Befreiung von beidem nicht durch einen plötzlichen Willensakt erfolgen kann. Was langsam wurde, kann sich auch nur langsam wieder lösen, wenn nicht der Schaden größer als der Nutzen sein soll. Der Anteil des bewußten Willens wird auf diesem wie auf den meisten andern Lebensgebieten überschätzt. Eine allgemeine Zauberformel, die den Weg zur Ehe öffnet, gibt es nicht. Außer dem Versuch, besondere Hindernisse, die ihn versperren, zu erkennen und wegzuschaffen, ist die Hauptsache, die Verkapselung in das eigene Ich und die Absperrung im Kreis der gewohnten Umwelt zu sprengen. In der Ehe finden sich Menschen zusammen, nicht Heiratskandidaten. Wer die Ehe will, muß erst den Weg als Mensch zu den Menschen suchen.

* * *

Die Meinung, der Sinn des Lebens könne sich nur in der Ehe erfüllen, ist so falsch und schäbig wie alt. Es gibt auch außerhalb der Ehe volles, wahrhaft fruchtbares Menschentum. Um das zu erkennen, braucht es kein Lexikonwissen. Es genügt, die verpappten Augen für die nächste Umwelt zu öffnen. Selbstverständlich bedeutet auch die Ehe keine Gewähr für Glück. Sie kann die Quelle von namenlosem Unglück sein. Aber beides ist kein Grund, um nicht das Mögliche zu tun, um jenen, deren Wesen nach der Ehe verlangt, den Weg zu ihr zu erleichtern. Was dazu dient, ist gut. Es darf nur nicht darüber hinweg täuschen, daß der Erfolg aller dieser Bestrebungen von einer Erneuerung der Gemeinschaft abhängt, die den einzelnen Menschen von der alten Zersplitterung erlöst und vor der neuen Verkleisterung zu Massen bewahrt.